universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

I. Der erste Sommer. Von Bregenz nach Meran

urn:nbn:at:at-ubi:2-8487

I.

Der erste Sommer.

Von Bregenz nach Meran.

Im Jahre 1842 nach Christi Geburt erhob sich ein Verleger zu Karlsruhe, um ein Werk unter dem Titel: „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert" herauszugeben. Dazu wurden verschiedene deutsche Schriftsteller herangezogen und mit ihnen über die Landschaften, die sie schildern sollten, verhandelt und abgeschlossen. In jenen großen Tagen nun, als zu Karlsruhe die deutschen Länder vertheilt wurden, als z. B. Anastasius Grün die grüne Steiermark erhielt, fiel mir die gefürstete Grafschaft Tirol zu, ein Loos, das mir sehr beneidenswerth schien, denn die blauen Zinnen der Alpen hatten meine Sehnsucht geweckt von Jugend auf und es schien mir ein großes Glück, mich jetzt auf ihren Höhen und in ihren Schlünden pflichtmäßig herumtummeln zu müssen.

Der Verleger in Karlsruhe gab aber sein Unternehmen noch im selben Jahre auf und es trat dann für ihn die literarisch-artistische Anstalt zu München ein, in

deren Verlag das Buch auch endlich im Jahre 1846 erschienen ist.

Ich war damals dreißig Jahre alt und saß im königlichen Kreis- und Stadtgericht München als ein Jünger der Themis. Ursprünglich hatte ich Philologie studirt, aber die Wallersteinsche Verordnung, die als Lehrer in den gelehrten Schulen nur noch Geistliche zuließ, hatte die Aussichten so verdüstert, daß ich ohne besondere Vorliebe — zur Jurisprudenz übergieng. Da ich doch etwas werden sollte, so gab ich allmählich um eine Advokatenstelle ein, entfaltete aber in meiner Werbung nur geringen Eifer, denn es war mir immer, als müßte sich noch einmal ein andres Pförtlein öffnen. Eine Zeit lang war auch wirklich die Rede, daß ich in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung eintreten sollte. Sonst verfolgte ich zwar die historischen Disziplinen der Rechtsgelehrsamkeit, römische und deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, mit warmer Theilnahme, aber die geheimen Schönheiten der Paternitäts-Injurien-Schuld- und Gantprozesse zogen mich wenig an. Da noch überdies leicht vier bis fünf Jahre vergehen konnten, ehe ich Amt und Würde erwarten durfte, so schien mir ein Sommer in Tirol — denn ursprünglich sollte es nur Einer werden — eine sehr angenehme Unterbrechung des Kanzleilebens. Die Sache verzog sich aber noch einige Wochen und ich hatte Zeit genug, aus der dumpfen Schreibstube mit meinen geistigen Augen wie in ein Paradies voll der schönsten Blumen und Früchte, in Laubgänge voll hängender Trauben, auf grüne Höhen mit

freundlichen Alpenhäusern, sausenden Wäldern und rauschenden Wasserfällen, in alle Wunder des Hochgebirges und der Gletscherwelt hineinzuschauen.

Der erste der drei Sommer begann im Jahre 1842 am 26. Juli zu Bregenz am Bodensee, von wo ich mich in den Bregenzer Wald vertiefte, um etliche Tage in der Au, einem sehr schön gelegenen Dorfe des innern Waldes, zu bleiben. Dort nahm mich Unbekannten der junge, gebildete, leider früh verstorbene Dr. Schnell, praktischer Arzt daselbst, gar freundlich auf und theilte mir vieles mit, was in der Schilderung des Waldes sehr wohl zu verwenden war. Von dort stieg ich nach Tamils hinauf und „studirte“ mit großem Fleiße dies alte getreue Dörflein der längst verschollenen Herren von Montfort.

Es leuchtete ein schöner Morgen im August des besagten Jahres, als ich auf der Höhe des Arlbergs stand und einen jungen, wohlgebildeten Mann herankommen sah, der mich da nach Verabredung treffen sollte. Es war Julius v. Seckendorff, mein liebenswürdiger und geistreicher, in Sprachen und Literatur sehr bewanderter Freund, der vor drei Jahren zu Augsburg als Regierungs-Direktor aus dem Leben geschieden ist. Wir haben manchen Gang durch diese eben so schöne als schnöde Welt mit einander gethan und uns, was auf Reisen mitunter schwierig, stets sehr gut vertragen.

Nach herzlicher Begrüßung giengen wir den Berg hinunter und ins Tirol hinein und wanderten fort und fort, bis wir nach Vent im Ötzthale kamen. Von diesem

kalten Orte aus stiegen wir über den Niederjoch-Ferner ins warme Vinstgau hinunter. Nikodemus von Rosen war unser Führer. Ein herrlicher Tag voll großartiger Erscheinungen, den wir im Wirthshause zu Schnals in verzeihlichem Jubel über unsere Heldenthat beschlossen.

Um Mitte August kamen wir in das damals noch sehr stille Meran, fanden es aber noch recht warm und zogen rasch nach Bozen weiter, das uns gleichwohl auch nicht kühler dünkte. Nahe bei dieser Stadt liegt auf einer hügeligen Hochebene, 1200 Meter über dem Meere, das Dorf Jenesien, das eine weite Aussicht über den Thalgrund, frische Luft und treffliches Wasser bietet. Mein Freund hatte von München einen Empfehlungsbrief mitgebracht, den er, wenn irgendwo, auf jener Höhe abgeben mußte, da sich die Familie, an die er gerichtet war, nicht wie wir erwarteten, unten in der Stadt, sondern oben in der Sommerfrische befand. So hatten wir also Anlaß genug, jenes Dörflein zu ersteigen, was uns sonst wohl nicht eingefallen wäre. Wir kletterten also in großer Hitze durch Weinberge und Melonenbeeten, an römischen Thürmen und mittelalterlichen Burgen vorbei, über rothe Erde und rothen Fels immer aufwärts, bis wir die Höhe erreicht und unsere Familie gefunden hatten. Wir wurden freundlichst aufgenommen und mit den andern Gästen, deren Zahl sehr gering, sofort bekannt gemacht. Es war eigentlich eine Frauenkolonie, drei oder vier wohlhabende Boznerinnen, deren Männer zu dieser Zeit als Handelsleute in der weiten Welt herumfuhren.

Eine, vielleicht auch zwei von diesen Damen, waren recht hübsch, und da wir im Wirthshause, wo sie aßen und tranken, den ganzen Tag mit ihnen umgiengen, so wurden wir schon am nächsten Morgen auch richtig mit ihnen „getratzt", gleichsam als wenn wir ihretwegen heraufgestiegen wären, ein unschuldiger Scherz, der aber unserer Eitelkeit schmeichelte und uns den kurzen Aufenthalt sehr angenehm finden ließ. Nach zwei oder drei Tagen nahmen wir wieder Abschied von dieser heiteren Tafelrunde, ganz froh, so hübsche Frauen, aber etwas enttäuscht, die schönen Mädchen nicht gefunden zu haben, welche Lewald in seinem „Tirol" hieher verlegt. Man sprach in dem Wirthshause noch von ein paar jungen Wienern, die nicht lange vorher eigens hinaufgejagt waren, um diese Merkwürdigkeit zu besehen, sich aber, nachdem sie fruchtlos in alle Fenster geguckt, wieder zurückgezogen und, so lange man sie hören konnte, über Lewalds Schwindeleien geschimpft hatten.

Nachdem wir in dem heißen Bozen über Nacht geblieben, erstiegen wir damals auch den Ritten, eine andere, viel besuchtere Sommerfrische der Bozner, und kamen eben recht zu einem ländlichen Feste in der Wolfsgrube. Obwohl ganz fremd und unbekannt wurden wir doch sehr artig beigezogen und bewirthet. Dabei hatten wir auch die Ehre, mit einer Anzahl junger und schöner Mädchen aus den besten Ständen zu plaudern, welche jetzt wohl meist veraltet oder gar gestorben sind. Freund Julius schien die jungen Damen durch seine anmuthigen Scherzreden nicht unmerklich anzuziehen; ich kam etwas weniger

ins Gefecht und glaube auch niemand angezogen zu haben.

Vom Ritten stiegen wir nach Atzwang hinunter und von da wieder auf die prachtvolle Hochebene, welche der phantastische Schlern überragt. Im Bade zu Ratzes hatten wir Gelegenheit, das eigenthümliche Badeleben der Tiroler zu beobachten. Von dort giengen wir auf die Seißer Alm und dann abwärts nach Pufels, wo wir das Studium der Grödner Sprache begannen. In Gröden, in St. Ulrich, kamen wir gerade noch in die erste Flitterwoche des Herrn Lordschneider (laricineto), des jungen Rösselwirths, der soeben eine glückliche Ehe begonnen hatte und mich als seinen ersten und ältesten Gast noch jetzt in hohen Ehren hält.

Hier löste sich unsere Reisegesellschaft auf, da mein Gefährte, dessen Urlaub abgelaufen, rasch nach Hause wandern mußte, wogegen ich mit langsameren Schritten über den Brenner in die Landeshauptstadt zog. Diese erscheint im Verhältniß zu den Drei Sommern noch ganz jungfräulich, da sie dort gar nicht berührt ist, und dies erkühnt mich zu berichten, daß ich damals im „Stern" wohnte und mich ziemlich einsam fühlte.

Ich hatte nämlich nur mercantile Empfehlungsbriefe mitgebracht, weil ich andere in München nicht auftreiben konnte, und lernte daher bald mehrere sehr gefällige und höfliche Ladendiener und Buchhalter kennen, aber in die Kreise, auf welche ich hauptsächlich rechnen mußte, schien kein Weg zu führen. Auch konnte ich nach niemanden fragen, denn von den dortigen Celebritäten wußte ich so

wenig wie ein anderer Europäer. Doch fieng schon in den ersten Tagen einer von jenen Jünglingen, Herr Schreier, den ich vor zehn Jahren wieder in Brixlegg gesehen, wo er eine Restauration errichtet hatte, von Dr. Schuler und seiner Gattin zu sprechen an. Er sei ein sehr gelehrter Mann, der den „Tiroler Boten" redigire, und sie eine sehr schöne Frau; die müßte ich beide kennen lernen und er wolle mich aufführen. Wir giengen also des nächsten Morgens hin und fanden, da die Hausfrau ausgegangen, wenigstens den „Gnädigen", der mich sehr freundlich begrüßte. Ueber dem Divan, auf dem wir unser erstes Gespräch begannen, hiengen zwei schöne Oelbilder, deren eines den Gatten darstellte. Aus diesem hatte aber auch die kühnste Kunst nichts zu schaffen gewußt, denn seine Gestalt war gar zu unscheinbar und zu „verhuzelt", und aus seinem kleinen Gesichtchen lugte nicht der zehnte Theil des Geistes, der in ihm waltete; das andere Bild dagegen zeigte eine schöne, großartige Frau; nur daß die Wirklichkeit, die ich zwar erst im nächsten Jahre kennen lernte, zu diesem schöpferischen Wurfe des Malers nicht mehr ganz stimmte. Er, der kleinköpfige, farblose Mann, sah aus wie der bleiche Mond, sie wie die strahlende Sonne.

Unter meinen Empfehlungsbriefen fand sich aber doch auch ein nicht mercantiler, den mir eine freundliche Hand in Bozen mitgegeben. Diesem verdankte ich die Bekanntschaft des Konzeptspraktikanten Johannes Wieser, eines sehr zuvorkommenden jungen Herrn, den ich später im

Zillerthal als Bezirkskommissär, noch später zu Innsbruck als Statthaltereirath wieder fand. Er lebt da jetzt im Ruhestand und besitzt eine ganz ansehnliche Sammlung von Antiquitäten, Kupferstichen und Autographen, welche er sehr gerne besichtigen und nach Verdienst bewundern läßt. Dieser neue Freund führte mich nun zu seinem Oheim, dem Gubernialsekretär Dr. J. J. Staffler, dem Herausgeber des trefflichen statistischen Werkes über Tirol und Voralberg, „der mir aber über die Abstammung der Walser auch nichts zu sagen wußte“,* so daß mir dieselbe erst später durch Ildefons von Arx, Albert Schott und namentlich Kustos J. Bergmann (Untersuchungen über die freien Walser in Graubünden und Vorarlberg; Wien, Karl Gerold 1844) klarer wurde. Dr. Staffler, der nach und nach in hohe Würden vorrückte, bald darauf Kreishauptmann zu Bruneck, später Statthaltereirath zu Innsbruck wurde, blieb mir sein Leben lang gewogen; mit Dr. Johannes Schuler, der damals ständischer Archivar, verband mich bald eine enge Freundschaft.

Dieser war 1800 geboren und schon einmal Novize im Kloster Fiecht gewesen, dann aber aus- und ins juridische Studium eingetreten. Nachdem er sich zu Padua den Doktorhut geholt, suchte er eine Professur an der Hochschule zu Innsbruck zu erringen, errang sie aber nicht, da man ihn verdächtiger Gesinnungen für verdächtig hielt. So lebte er als Praktikant beim Gubernium, bis ihm das

* Die Anführungszeichen bei derlei Sätzen bedeuten, daß diese wörtlich aus dem Tagebuche entnommen sind.

ständische Archiv übertragen wurde. Im Jahre 1849 wurde er endlich zum Professor der Rechtsphilosophie an der heimischen Universität ernannt.

Was früher Johann Wolfgang von Goethe für Deutschland, das war damals Johannes Schuler für Tirol — der Vertraute aller jungen Dichter, der Rathgeber aller Schaffenden, der Richter über alle ihre Schöpfungen. Obgleich er sehr wenig, eigentlich nur drei Novellen, geschrieben, galt er, wenn nicht als der erste Schriftsteller, doch als der erste literarische Sachverständige des Landes. Er glaubte zu ahnen, daß Tirol am Vorabende einer bedeutenden poetischen Explosion stehe, die wohl auch die Augen des Auslandes auf das bisher übersehene Ländchen ziehen würde, und so hatte er seine Freude daran, immer einen verehrenden Kranz heimlicher Dichterlinge um sich zu schauen, denen er gerne eine große Zukunft weissagte. Er stand im Lande wie ein Maibaum, an dem alle die jungen Streber, die auf schönere Tage hofften, emporzuklettern trachteten. Alle die mancherlei Keime, die aus dem kalten Boden sproßten, suchte er an seinem warmen Herzen groß zu ziehen. Und in der That, als nach den Märztagen die Censur, die auch ihn so viel geplagt, gefallen war, traten zu Innsbruck sofort ein halbes, vielleicht ein ganzes Dutzend junger Poeten aus den vormärzlichen Nebeln heraus und versetzten ihre Gedichte ins Licht der Oeffentlichkeit. Es fand sich aber sehr Weniges darunter, was für die Unsterblichkeit bestimmt schien, und Vater Schuler mußte dann öfter den Vorwurf hören, er hätte

seine Jungen lieber zu wissenschaftlichen Studien als zu solchen Tändeleien ermuntern sollen.

Ferner erhob er sich wie ein Leuchtthurm für alle, die in der tirolischen Nacht sich nach Licht, nach frischer Morgenluft, nach geistiger Erlösung sehnten. Es wurde damals in den gebildeten Ständen viel Lektüre getrieben, vielleicht mehr als jetzt, wo die großen Wiener Zeitungen alle Mußestunden ausfüllen. Außer der neueren Belletristik fanden aber auch die Schriften der deutschen Philosophen, der Hegel, Strauß, Feuerbach und anderer ein wohlgeneigtes Publikum. Das war zwar alles verboten, aber durch und von Dr. Schuler war alles zu erhalten. Aus seinen Händen giengen nun solche Bücher in weiten Kreisen durch das Land. Seine reiche Bibliothek stand ohnedies jedem Tiroler offen. Professor Flir, Professor Schönach, der Kaplan Ruf und andere labten sich reichlich an dieser Quelle.

Obgleich Dr. Schuler in seinem Archive, für den Landtag, in Gemeindesachen und allerlei anderen Richtungen sehr thätig war, so ließ er sich doch nie eine Mühe ansehen. Er schien nur für seine Freunde, für anregendes Gespräch, für geistreiche Unterhaltung zu leben. Er versäumte keinen Frühschoppen, saß Nachmittags pünktlich im Hofgarten und des Abends ebenso zuverlässig bei der goldenen Sonne im „Judenstübel“, wo es mitunter sehr lustig hergieng. Die muntern Herrn von Innsbruck erwiesen sich auch immer sehr dankbar für die vielen Opfer, die er ihnen brachte; nur sein katonischer Freund, Dr. J. Streiter

zu Bozen, zeigte sich weniger verpflichtet und nannte ihn einmal sogar den Sultan im Schlaraffenland.

Als eine besondere, unverbesserliche Eigenheit des verehrten Mannes wäre noch hervorzuheben, daß er zwar sehr gerne las, aber sehr ungerne schrieb. Namentlich im freundschaftlichen Briefwechsel sei er gar zu saumselig und träge gewesen und so habe er manches Herz erkältet, das früher warm für ihn geschlagen.

In den ersten Honigmonden der Freiheit meinten nun Viele, der allgemein beliebte Mann, der bald zum Vicepräsidenten des Tiroler Landtages erwuchs, würde als ein streitbarer Heerführer der Liberalen gegen das alte frühlingsscheue Tirolerthum auftreten, allein der traurige Gang der Dinge zu Wien und Frankfurt hatte ihm das Herz umgekehrt und er entsprach jenen Erwartungen keineswegs. Er konnte sich schon in der Paulskirche, wo er das Innthal zu vertreten hatte, nicht von seinen geistlichen Genossen, von Beda Weber, Alois Flir, Vincenz Gasser u. dergl. trennen, und als er nach Hause gekommen, zeigte er noch deutlicher als vorher, daß er nicht in der Vorderreihe kämpfen, sondern für sich und sein Haus nur Ruhe und Frieden erstreben wolle. Die Innsbrucker Freunde erklärten diese Wandlung unschwer aus dem milden, versöhnlichen Wesen des Freundes und nahmen sie daher mit Schonung auf, aber der eben genannte Dr. Streiter las ihm damals in einem österreichischen Blatte desto schärfer den Text; so zwar, daß jener diesem ankündigen ließ, er werde ihn auf Pistolen nach Brixen fordern. Streiter erklärte sich

bereit, aber Schuler ließ nichts mehr von sich hören und so gieng die Häkelei ohne Blutvergießen aus.

So viel zur Charakteristik des friedlichen Musenführers, der trotz seiner kleinen Schwächen immerhin sehr liebenswürdig war. Man hat öfter behauptet, er sei zu ehrgeizig gewesen — dagegen wurden seine Bescheidenheit und Verträglichkeit, sein reiches Wissen, seine vielen Verdienste um Stadt und Land niemals bestritten. Sein weiteres Leben ist hier nicht zu verfolgen. Er starb am 12. Oktober 1859, gerade als er glaubte, daß für Oesterreich wieder ein neuer Morgen dämmere. „Jetzt," sagte er an seinem letzten Tage, „jetzt käme meine Zeit! Nur drei Jahre möcht' ich noch leben — nur drei Jahre!" Aber drei Stunden später war er entschlafen.

Schulers „Gesammelte Schriften" sind 1861 „von seinen Freunden" herausgegeben worden. Es leitet sie ein sehr gut geschriebener Lebensabriß ein, welchen Herr A. v. Schullern verfaßt hat.

Nachdem ich etwa acht Tage in der Landeshauptstadt verweilt hatte, zog ich wieder davon und stieg auf weiten Umwegen, die ich schon anderswo beschrieben, über den Krimler-Tauern und durch das Ahrnthal nach Bruneck hinunter, wo ich am 13. September ankam. Beim Abendtrunke in der Runde seiner Herren (in der Bierstube beim Kirchberger) redete mich da der Kreishauptmann an, Josef Th. von Kern, einer der besten Männer in Tirol, belesen, geistreich, witzig und ausgezeichnet in seinem Amt. In gemüthlicher Schwabenmanier — denn er war in

Pfullendorf geboren — fragte er, woher ich komme, wohin ich trachte und so geriethen wir bald in ein heiteres Gespräch, an das wir uns später noch oft erinnerten. Er hatte das Pusterthal zweiundzwanzig Jahre lang kräftig und milde verwaltet, viele löbliche Unternehmungen gegen große Hindernisse durchgeführt und ward auch von der Bevölkerung mit hohen Ehren und innigster Dankbarkeit verabschiedet, als er bald darauf zum Gubernialrath befördert und in die Landeshauptstadt versetzt wurde. Es wird später noch oft die Rede von ihm sein, denn er hielt sehr viel auf mich und wir standen bald auf dem vertraulichsten Fuße. Nachdem die Drei Sommer in Tirol vorüber waren, schrieben wir uns auch mitunter, bis er im Jahre 1859 von hinnen schied. Er hinterließ einen trefflichen Sohn, Theodor v. Kern, mit dem die Freundschaft fortbestand. Dieser wurde in jungen Jahren Professor der Geschichte zu Freiburg, starb aber, viel zu früh, an einer Brustkrankheit zu Montreux im Jahre 1873.

Nach kurzem Aufenthalte zu Bruneck gieng ich damals durch Enneberg und Buchenstein ins Fassa-Thal und stieg dann über Wälschenoven nach Bozen hinunter.

Ende September war ich zu Meran, wo ich einen Landsmann kennen lernte, dem ich in München nie näher gekommen war, den jungen J. Friedrich Lentner, den Maler und Dichter, der seiner schwachen Lunge wegen damals nach milderen Lüften ausgegangen und in Meran geblieben war — ein munterer, aufgeweckter, unternehmender Jüngling, der in das stille Städtchen bald mancherlei

Kurzweil und ein lustiges Leben brachte. Er mußte leider schon im Jahre 1852 ins bessere Jenseits wandern, hat aber in Meran ein sehr gutes Andenken hinterlassen; ebenso auf dem Schlosse zu Lebenberg, dessen illustrirte Chronica, wie er sie geschrieben und gemalt, jetzt Herr Plant in Meran herausgegeben hat.

Über meinen seligen Freund Lentner habe ich schon so vielfach geschrieben, daß ich hier nicht wieder auf ihn zurückkommen, sondern lieber auf die „Wanderungen im baierischen Gebirge“ zweite Auflage, Seite 57, „Drei Sommer in Tirol“, zweite Auflage, 3. 156, auf das Büchlein: „Aus Tirol“, Seite 69, namentlich aber auf die „Novellen von J. F. Lentner“, Stuttgart 1855, Verlag von Gebrüder Scheitlin, hinweisen will. Der erste und bisher auch einzige Band dieser Novellen enthält eine nachgelassene Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, „Der Plattebner und seine Kinder“ und einen ziemlich ausführlichen Lebensabriß des dahingegangenen Verfassers, welchen ich selbst zusammengestellt. Der zweite Band sollte einige kleinere Erzählungen enthalten, die früher in verschiedenen Zeitungen gestanden, und war von mir auch schon druckreif hergerichtet. Nun hatten zwar, ehe ich Hand ans Werk gelegt, verschiedene Tiroler Herren und Frauen sich gebärdet, als ob sie den Tag, der Lentners gesammelte Novellen brächte, kaum erwarten könnten; aber als der erste Band ans Licht getreten, hatte sich jenes Verlangen wieder ganz verloren und das Büchlein erlebte so wenig Glück, daß der Verleger sich nicht ent-

schließen konnte, ihm den zweiten folgen zu lassen. Gebrüder Scheitlin verkauften nun bald darauf in aller Stille, d. h. ohne mich etwas wissen zu lassen, ihr Geschäft mit dem Plattebner und auch mit meinem Büchlein: „Zur rhätischen Ethnologie“, das sie ebenfalls in Verlag genommen, an einen Stuttgarter Buchhändler, der aber ein schlechtes Ende nahm, so daß sein gesammter Verlag unter den Hammer kam, worauf dann einzelne Bestandtheile desselben abermals, vielleicht mehrfach veräußert wurden. Von allen diesen Vorgängen hörte ich „kein Sterbenswörtlein“ und als ich während des Novembers 1880 im Meraner Alpenverein einige Vorträge über rhätische Ethnologie hielt und mitunter gefragt wurde, wo denn das Büchlein gleichen Namens, das ich öfter citirte, zu finden sei, mußte ich mit Erröthen gestehen, daß mir dies ebenso unbekannt, wie der zeitweilige Aufenthaltsort des Plattebners und seiner Kinder. Die dortige Pötzelbergersche Buchhandlung stellte nun aber geeignete Nachforschung an und überraschte mich dann mit der Kunde, daß der glückliche Besitzer der beiden Artikel Herr J. F. Schreiber, Verlagsbuchhandlung in Eßlingen, sei. Ich gab mir nun die Ehre, mich diesem Herrn schriftlich vorzustellen und ihn als meinen Patronus zu begrüßen, worauf er den Gruß zwar freundlich erwiderte, aber mir auch zugleich zu wissen that, daß der Plattebner mitsammt der Lebensbeschreibung seines Verfassers ganz verschollen, vergessen und vergilbt sei, die Rhätische Ethnologie dagegen alle Jahre durchschnittlich mit vier Exemplaren in die weite

Welt ausgehe, um diese über Ursprung und Herkunft der jetzigen Rhätier geeignet aufzuklären. Er fügte noch gefälligst bei, daß nach diesem Maßstabe etwa dreißig Jahre vergehen würden, bis die Welt, wenn sie bis dahin nicht untergegangen, das Bedürfniß einer zweiten Auflage verspüren dürfte — und daß das Material zum zweiten Bande der Novellen verloren gegangen sei. Letzteres ist höchlich zu bedauern, denn die Erzählung: „Einer wie Alle", welche das Sturmjahr 1848 schildert, wie es sich in Meran abspielte, ist mit unvergleichlichem Humor geschrieben.

II.

Beda Weber.

Unter den kleinen Merkwürdigkeiten, unter den kleinen und großen Männern der Stadt Meran nahm Pater Beda Weber damals unbestritten den ersten Rang ein. Die gebildeten Weltkinder aus dem protestantischen Norden fanden es sehr wunderlich, daß ein Mönch im finstern Etschland nicht allein Verse machte, sondern auch Bücher schrieb, und sie nahmen ihn daher gerne in Augenschein. Sie erstaunten wohl noch mehr, als sie gewahren mußten, daß er nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch die neueren Kultursprachen verstand und zu gebrauchen wußte. Nicht minder hatte er schon einmal (1829) eine längere Reise nach Italien, nach Florenz, Assisi und Rom, später